

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

1952
Romano Guardini

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



Ernst Reuter

Laudatio

Mir ist die ehrenvolle Aufgabe zugefallen, den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels im Namen der deutschen Verleger und Buchhändler Ihnen, sehr verehrter Herr Professor Guardini, zu überreichen. Es ist ein Friedenspreis, den ich Ihnen überreichen soll. Ich übergebe Ihnen diesen Preis hier in der Paulskirche, einer Stätte, die jedem Deutschen in Erinnerung an die tragische Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert besonders heilig ist, und ich komme zu dieser festlichen Stunde der Überreichung aus Berlin, aus der Stadt, deren tägliches Erleben das Schicksal unseres Volkes in diesen friedlosen Nachkriegsjahren widerspiegelt, die wie eine schwere Last auf uns allen liegen, weil der Krieg zwar äußerlich beendet ist, in Wirklichkeit aber aus ihm kein neuer Friede entstanden ist.

Als die deutschen Buchhändler und Verleger einen Friedenspreis schufen, wollten sie damit zum Ausdruck bringen, daß zwischen der geistigen Arbeit der Schriftsteller, Denker, Dichter, ihrer Verleger und der Buchhändler und der tiefen Friedenssehnsucht eines Volkes, das durch ein entsetzliches Inferno hindurchgegangen ist, die lebendigste innere Verbindung besteht; sie glaubten wohl auch, als sie mich baten, Ihnen diesen Friedenspreis zu überreichen, daß der Bürgermeister Berlins diese Friedenssehnsucht unseres Volkes, die die Friedenssehnsucht der ganzen Welt ist, am tiefsten begreifen und empfinden wird. Ob es mir gegeben sein wird, ihr den Ausdruck zu verleihen, der der Tiefe dieser Empfindung entspricht, das ist eine andere Frage; aber ich empfinde mit der ganzen inneren Leidenschaft, ohne die die Führung des Berliner Freiheitskampfes niemals möglich sein würde, die tiefe Bedeutung dieses Kampfes als eines Kampfes um den Frieden.

Es scheint ein Widerspruch in dem Wort zu liegen, daß wir um den Frieden einen Kampf führen. Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen - aber es ist kein Widerspruch. Der Friede ist, wie die Freiheit, wie alle hohen Güter, für die zu leben und sich einzusetzen die unver-

brüchliche Pflicht eines jeden von uns ist, kein Geschenk des Himmels, das ohne unser Zutun, ohne unsere Hingabe, ohne unsere Opferbereitschaft, ohne unser tägliches und stündliches Kämpfen uns von den Göttern, die das Schicksal der Welt in den Händen haben, geschenkt wird. Der Friede ist - so empfinden wir es heute - das hohe, das höchste Gut der Menschheit und unseres gequälten Volkes, und dieses Gut wird uns nur zuteil werden, wenn wir selber all unsere Kraft einsetzen, um dieses Ziel zu erreichen.

Der Krieg ging vor sieben Jahren zu Ende. Die Zeit, die seitdem verflossen ist, scheint uns endlos. Als er zu Ende ging, waren, wie immer beim Abschluß eines großen, die Völker verzehrenden Ringens, die Menschen von der Hoffnung erfüllt, daß dieser Krieg, der alles in den Schatten stellte, was wir je erlebt haben, das Ende gewaltsamer Zusammenstöße bedeuten möge. Die Soldaten kehrten heim, und die Waffen wurden buchstäblich in die Ecke gestellt. Nicht nur unser Volk sollte nach dem Willen der Völker entwaffnet werden. Heute sind wir von dem neubeginnenden Rüsten der ganzen Welt umgeben, die sich anschickt, sich in ein Waffenarsenal zu verwandeln. An allen Ecken und Enden der für den Tatendrang der Großen zu klein gewordenen Erde werden neue Waffen geschmiedet, und inmitten eines trügerischen Waffenstillstandes züngeln schon die Flammen eines beginnenden kriegerischen Zusammenstoßes im fernen Asien. Mit Grausen und Schrecken denken wir alle an die Möglichkeit, daß diese Flammen unter Umständen wie ein alles verzehrender Steppenbrand sich über die ganze Erde verbreiten könnten.

Der Geschichtsschreiber, der heute beginnen würde, die Geschichte unseres 20. Jahrhunderts zu schreiben, müßte das Gefühl haben, daß es ihm wie Thukydides gehen könnte, der seine große Geschichte des Krieges zwischen Sparta und Athen in der trügerischen Periode des Zwischenfriedens begann, der doch in Wirklichkeit auch nur ein Waffenstillstand war. Er mußte die Feder neu in die Hand nehmen, als der Krieg

von neuem begonnen hatte, der mit dem Fall der stolzen geistigen Hauptstadt Griechenlands endete. Aber in dem Fall dieser Hauptstadt bereitete sich auch schon der Untergang des alten Griechenlands vor. Ein Geschichtsschreiber, der heute beginnen würde, das gleiche zu tun, würde mindestens heute nicht wissen, ob er wirklich die Geschichte der kriegerischen Auseinandersetzung schon zu Ende führen kann, denn er weiß heute noch nicht, ob der Waffenstillstand unserer Tage in einen Frieden verwandelt werden kann oder ob er nur ein Übergang ist, aus dem sich eine größere Katastrophe vorbereitet.

Wir Deutschen sind seit langem zu sehr geneigt, uns nur als Objekt der geschichtlich waltenden Kräfte zu empfinden. Die tragische Geschichte unseres Volkes hat uns wenig Gelegenheit gegeben, die Ansätze zu einer echten, schöpferischen, lebendigen und politisch gestaltenden Freiheit ihrem natürlichen Ziele der echten Herrschaft des Volkes über sein eigenes Geschick zuzuführen. Wir sind in die beiden großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts ohne unser eigenes Zutun, aber nicht ohne unser eigenes Verschulden hineingeraten. Mehr denn je empfinden alle denkenden und politisch handelnden Menschen, die sich der Verantwortung für das Schicksal dieses Volkes bewußt sind, die Notwendigkeit, die großen gestaltenden und schöpferischen Kräfte unseres Volkes aufzurufen, daß sie an der Lösung der Schicksale unserer Zeit aktiven Anteil nehmen, daß sie nicht die Hände in den Schoß legen, daß sie sich nicht mit philosophischer Betrachtung begnügen, sondern daß sie in tätiger Mitarbeit den historisch bedingten, aber - wie wir meinen - keineswegs unvermeidlichen Gegensatz zwischen Tüchtigkeit, Vitalität, ökonomischer und technischer Leistungsfähigkeit unseres Volkes und seinem spürbaren Mangel an politisch gestaltender Kraft überwinden helfen.

Wie immer, so sind wir auch heute von den sogenannten Realisten, den Menschenverächtern, umgeben, die der Überzeugung sind, daß der Mensch nun einmal zum Bösen bestimmt und zum Bösen verdammt sei und daß das Schicksal unabänderlich seinen Lauf nehmen müsse. Wir sind umgeben von den Defaitisten, die die lebendigen Kräfte unseres Volkes niemals gekannt haben und niemals kennen werden und darum meinen, es habe doch alles keinen Sinn, das Verhängnis werde sowieso seinen Lauf nehmen, uns sei nur das eine übriggeblieben, uns

in den Marsch der Bataillone einzufügen. Wir sind auch umgeben von den mit Zahlen, mit Kanonen, mit Divisionen, mit Bomben rechnenden Kräften, die alle ernstlich glauben, daß seelenlose Waffen allein das Schicksal der Welt entscheiden werden.

Sicher ist das eine: Wer für den Frieden kämpft, muß in dieser Welt, in der wir leben, den Realitäten ins Auge sehen. Das Medusenhaupt unserer Zeit wird uns entgegengehalten. Aber dieses todbringende Antlitz darf uns nicht lähmen, darf uns nicht versteinern, darf uns nicht zu hoffnungsloser Passivität oder verderblicher Verzweiflung führen. Die kleine Insel, von der ich zu Ihnen komme, ist auf der großen Karte des Weltgeschehens nur ein bedeutungsloser Punkt. Die gut zwei Millionen Menschen, die dort ausharren und deren heroischer Widerstand die Achtung der Welt gewonnen hat, können nicht glauben, daß sie imstande wären oder stark genug seien, das Weltgeschehen aus ihrer eigenen Kraft heraus allein zu gestalten. Aber doch glaube ich, daß die Kraft dieser Stadt, ihr belebendes, anfeuerndes, mahnendes und hoffnungsvoll in die Zukunft weisendes Beispiel uns allen etwas sagen kann.

Es ist ein Kampf um die Freiheit und um den Frieden, ein Kampf, der mit friedlichen Mitteln unter Einsetzung der ganzen Existenz geführt worden ist, ein Kampf, der gezeigt hat, was man gewinnen, was man erobern, was man erreichen kann, wenn die moralischen Kräfte lebendig sind und wenn sie die Hilfe der Welt finden, weil den, der sich selbst nicht aufgeben will, andere am Ende auch nicht im Stich lassen können.

Es hat für uns Deutsche und es hat am wenigsten für uns Berliner Sinn, über die Fehler und über den Mangel an vorausschauender Weisheit der Sieger zu klagen. Was für eine tragische, ja grauenvolle Verkennung der wirklichen Realitäten der europäischen Zukunft hat dazu geführt, daß man dieses Land, das Herzstück Europas, in zwei Teile zerfallen ließ, daß man ein System, das uns allen fremd ist, und das niemals, ich wiederhole niemals, imstande sein wird, von den Deutschen Besitz zu ergreifen, in die Lage versetzte, weit über Weimar und Wittenberg hinaus mitten hinein nach Deutschland vorzustoßen und seine uns alle bedrohende Macht bis vor die Tore unserer ältesten Kulturzentren vorzuschieben. Wir konnten darüber nicht klagen und jammern; wir mußten uns die

Frage vorlegen, ob wir uns mit diesen angeblichen Tatsachen abfinden wollten oder nicht. Wir haben uns nicht mit ihnen abgefunden! Wir haben uns dazu bekannt, daß wir frei bleiben wollen! Wir haben erkannt, daß nur freie Menschen wirklich die Wohltat des Friedens werden genießen können! Die Freiheit ist für uns wirklich der Odem unseres Lebens, und ohne sie wären wir nichts als armselige Sklavengeschöpfe, die in der Fron der Knechtschaft vergehen würden.

Aus dieser wirklichen und tiefen Erkenntnis, aus dem Glauben an uns selbst und aus dem unzerstörbaren Willen zur Selbstbehauptung heraus haben wir den Mut gefunden, unser Haupt zum Himmel zu erheben und uns gegen alle Warnungen, gegen alle guten Ratschläge der »Realpolitiker«, der »Realisten«, der Skeptiker und Defaitisten, von denen wir gewiß auch umgeben waren, zu behaupten. Es ist die geistige Lebenskraft unseres Volkes gewesen, die uns in diesen Jahren die Möglichkeit gab, über uns selbst uns zu erheben und Freiheit und Frieden für uns zu behaupten.

Ein Nestor der deutschen politischen Wissenschaft hat das einmal bei einem Besuch in Berlin so formuliert, daß er sagte: »Sie haben das Unmögliche möglich gemacht.« - Wenn wir heute bei der Übergabe eines Friedenspreises an einen angesehenen deutschen Gelehrten uns zum Frieden bekennen, denken wir daran, daß dieser Mann ein so schönes und beredt zu uns sprechendes Buch wie das Buch »Der Tod des Sokrates« geschrieben hat. Die Vergänglichkeit, die Relativität aller irdischen Güter gegenüber den wahren Werten, ohne die es kein Leben gibt, ist uns so sehr bewußt geworden, daß auch der Wiederbeginn eines neuen Lebens, die Rückkehr zu scheinbar normalen Bedingungen unserer täglichen materiellen Existenz, die natürliche menschliche Freude an dieser Rückkehr, der verständliche Wille, wieder aufzubauen, wiederherzustellen und auch im Äußeren wieder ein menschenwürdiges Leben zu führen, diese in tiefer Not gewonnene Erfahrung niemals wird überdecken können. Je näher man räumlich der tödlichen Bedrohung unserer geistigen und moralischen Existenz gegenübersteht, um so stärker, um so lebendiger, um so gegenwärtiger wird dieses Bewußtsein bleiben. Es mag sein, daß mit der räumlichen Entfernung die Intensität der Erinnerung an diese einmal gewonnene lebendige Erkenntnis abnimmt. Im Grunde aber überschattet sie das Leben aller denkenden Men-

schen bei allen Völkern. Überall wissen wir, daß, soviel wir uns auch täglich mühen, arbeiten und schaffen mögen, all unser Mühen umsonst sein wird, wenn es nicht gelingt, die uns gegenwärtig immer stärker bedrohende Gefahr zu überwinden. Wir haben den Frieden noch nicht gewonnen - wir müssen ihn erst gewinnen!

Wir sind durch die jüngste Entwicklung unserer nationalen Geschichte heute ein waffenloses Volk. Es hieße die Größenordnung unserer Möglichkeiten verkennen, wenn wir uns nicht stets dessen bewußt sein würden, daß die siegreichen Mächte all das heilen müssen, was aus ihrem Siege an Wunden und für uns an unlösbaren Problemen übriggeblieben ist. Aber wir müssen zu der, wie ich schon sagte, besonders in Berlin gewonnenen Einsicht immer wieder zurückkehren, die uns lehrt, daß wir auch als Volk ohne Waffen nicht nur Objekt dieser Mächte sind und daß wir uns nicht damit begnügen können, andere zu schelten und selbst die Hände in den Schoß zu legen.

Den Frieden gewinnen setzt gewiß voraus, daß uns die Hilfe der Welt zuteil wird und daß die Welt den Frieden herstellt, der verlorengangenen ist. Aber ohne uns, ohne unsere tätige Mitwirkung, ohne unseren aus politischen, geistigen und aus moralischen Kräften Nahrung ziehenden Willen wird es auch der Welt nicht gelingen, den Frieden herzustellen, denn in diesem kommenden Frieden müßten wir selbst mitwirkende Garanten eines solchen Friedens werden.

Es ist betrüblich zu sehen, mit welchem immer wieder zu beobachtenden Mangel an Phantasie die Menschen, leider auch nicht nur in Deutschland, geneigt sind, das, was heute ist, als beständig anzusehen. So, wie es 1945 Menschen gab, die - um Berlin nur als Beispiel zu nennen - in dieser Stadt nur einen toten, für immer erledigten Trümmerhaufen sahen, so gibt es auch heute Menschen, die der Meinung sind, daß der jetzige Zustand der Spaltung Deutschlands, der Zerstörung unserer Einheit, der Zerreißen der Grundlagen unserer Freiheit ein dauernder Zustand sein müsse, daß es keine Möglichkeit gebe, ihn zu ändern. Diesen Zweiflern, die damit im Grunde genommen die Arbeit für den Frieden aufgeben und sich nur ihrem eigenen materiellen täglichen Wohlergehen widmen, müssen wir zweierlei entgegenhalten: In den sieben Jahren, die seit der Beendigung des Krieges vergangen sind, hat sich die Welt und hat sich auch die

geschichtliche Lage unseres Volkes entscheidend geändert. Seitdem zum erstenmal sich an dem Widerstand unseres Volkes in Berlin die Lebenskraft und der Lebenswille der Deutschen unter Inkaufnahme größter Entbehrungen und unter furchtloser Hinnahme größter Gefahren durchgesetzt haben, ist die Erkenntnis in der ganzen Welt vertieft worden, daß es ohne dieses Volk, ohne seine Einheit und ohne seine friedliche Existenzmöglichkeit einen Frieden in der Welt niemals geben wird. Und wir müssen den Zweiflern, den »Realisten« und den Menschenverächtern, denen die wirklich bewegenden Kräfte der Welt niemals klarwerden, auch entgegenhalten, daß diese Kraft, die wir damals aufgerufen und geformt haben, auch heute noch lebendig ist, daß es unsere Aufgabe ist, sie immer wieder zum Leben zu erwecken und sie in dem großen Ringen der Welt um ihre Neugestaltung einzusetzen. Wir können, wir dürfen nicht dabei bleiben, daß wir uns hier an dieser für uns so bedeutsamen Stätte, daß wir uns in Süd-, in West- und Norddeutschland westlich der Elbe zusammenfinden und diesen Teil Deutschlands aufbauen, wir müssen die ganze, große und bei einer rechten Führung zu viel größeren Leistungen fähige geistige Kraft unseres Volkes zusammenfassen, um sie über die Elbe hinauszutragen. Das, was wir teils aus eigener Kraft, aber zu einem großen Teil auch mit der Unterstützung der Welt hier geschaffen haben, muß zur Auswirkung in den Osten gebracht werden. Diese Energien müssen in Berlin lebendig in Erscheinung treten, nicht in der sicher wertvollen, aber im Grunde doch falsch gesehenen Form der Hilfe, sondern in der ganz anderen Form des festen Willens, für das Recht unseres Volkes einzutreten, unsere Forderung auf Wiederherstellung unserer Einheit durch tägliche Gegenwart zu manifestieren, unseren Brüdern und Schwestern, die von uns nicht durch unseren Willen, sondern durch fremde Willkürakte äußerlich getrennt werden, zu zeigen, daß wir bei ihnen und mit ihnen sind, daß wir dieses als die große Aufgabe unserer gegenwärtigen nationalen Politik anerkennen und daß wir in das Vakuum der geistigen und moralischen Leere die Kräfte des Guten, die Kräfte des Aufbaues, die Kräfte der in die Zukunftweisenden gestaltenden Idee der Freiheit einströmen lassen wollen. Es ist diese meine Forderung gewiß eine Forderung auf der politischen Ebene und auch eine Forderung an die für die politische Führung un-

seres Volkes Verantwortlichen. Es ist aber viel mehr noch eine Forderung an die geistig schaffenden Kräfte, die heute hier in diesem Raum versammelt sind. Nicht die selbstgenügsame Zufriedenheit mit geistigen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen wird den Acheron in Bewegung bringen. Auch die Politik eines Volkes muß auf die Dauer beeinflusst, gesteuert und gelenkt werden durch die geistigen Kräfte, die über tägliche Not, über vorübergehende Interessenkämpfe und Auseinandersetzungen hinaus sich zu dem großen Ziel bekennen, das hier mit der Formulierung umrissen wird, den Frieden für Deutschland, den Frieden für die Welt dadurch zu schaffen, daß die Einheit Deutschlands wiederhergestellt wird und daß die Unabänderlichkeit des Willens unseres Volkes, zu seiner Einheit zu kommen und diesen Willen jeden Tag zu manifestieren, von der Welt zur Kenntnis genommen werden muß als eine moralisch berechnete Forderung an sie, die so lange gestellt werden wird, bis ihr Genüge getan ist. Wer unbefangen und aufrichtig die gegenwärtige Lage unseres Landes und unseres geistigen Lebens und auch die gesamte Haltung aller in Frage kommenden Kräfte prüft, wird ehrlich zugeben müssen, daß es uns immer noch an dem Elan fehlt, der notwendig wäre, um dieses Ziel zu erreichen. Auch in der Welt draußen ist die Phantasielosigkeit, die den gegenwärtigen provisorischen Zustand unausgesprochen als einen dauernden hinnimmt, manchmal noch so groß wie bei uns selbst. Die Welt bewundert und respektiert das, worauf wir Deutsche gelegentlich mit Stolz verweisen: unsere sogenannte Tüchtigkeit. Aber die Welt fragt sich: Was wird aus dieser Tüchtigkeit entstehen, welche Ziele, geheimen, heute vielleicht nicht ausgesprochenen Ziele verfolgt dieses Volk, wenn es so wenig diese natürliche Zielsetzung in den Mittelpunkt seiner Erwägung zu stellen scheint? Die Welt neigt dazu, an die Vergangenheit zu denken und die Vorgänge und die Entwicklungstendenzen der Vergangenheit schematisch auf eine deutsche Zukunft zu projizieren, die nicht heute und morgen, aber übermorgen Wirklichkeit werden könnte. Der innere Heilungsprozeß eines großen Volkes, die Überwindung des Erbes seiner Vergangenheit, die Überwindung seiner mannigfachen Minderwertigkeitskomplexe kann nur erfolgen, wenn ein solches Volk sich seiner großen Aufgabe ganz zuwendet und wenn es ihm gelingt, diese Aufgabe mit der Hilfe der freien

Welt zu lösen. Die Spaltung Deutschlands ist die tödlichste Gefahr, der nicht nur wir, sondern auch alle anderen ausgesetzt sind. Sie ist der stärkste Trumpf jener finsternen Mächte, die immer noch die Hoffnung aufgegeben haben, uns und mit uns ganz Europa ihrer Tyrannei zu unterwerfen.

In den Härten des Berliner Kampfes haben wir uns immer von jeder nationalistischen Entgleisung ferngehalten. Wir möchten niemals in den Fehler verfallen, der in der Vergangenheit der freien Welt so viel Schaden angerichtet hat, ein Volk mit seinem Regime zu verwechseln. Die Freiheit, für die wir kämpfen, ist die Freiheit aller Völker, nicht nur die unseres eigenen. Aus dieser Freiheit heraus muß auch die friedliche Verständigung entstehen, die aus gegenseitiger Achtung und aus gegenseitigem Respekt erwachsen wird. Gewiß sind all diese Dinge eingebettet in das Hin und Her der politischen Kämpfe und Auseinandersetzungen; aber in der großen Linie dieser politischen Auseinandersetzungen sind es allein einfache, klare und unabänderliche Grundgedanken, mit denen die heilende Lösung gefunden werden kann.

Sie, verehrter Herr Professor Guardini, sind ein Mann, der durch sein Lebenswerk und durch seine Arbeit gezeigt hat, daß dieses tägliche Ringen um den Frieden der Welt vom einzelnen beginnend über das Volk bis zur Menschheit die Grundaufgabe im Leben eines jeden einzelnen von uns ist.

Indem ich die Ehre habe, Ihnen den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels zu überreichen, möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß aus der gemeinsamen Arbeit aller geistig Schaffenden und für die Freiheit wirkenden Deutschen der Friede für unser Land und der Friede für die Welt kommen möge in der festen Überzeugung, daß diese unsere gemeinsame Arbeit ihre höchste Anerkennung dadurch erhält, daß wir sie als Arbeit für den Frieden anerkennen.

Romano Guardini

Dankesrede

Der Friede und der Dialog

I

Ich habe vor allem die mir sehr am Herzen liegende Pflicht des Dankes zu erfüllen.

Dieser Dank richtet sich an Sie, hochverehrter Herr Dr. Kolb, für das Wohlwollen, mit dem Sie von meiner Arbeit gesprochen haben. Ich bin in Mainz großgeworden und fühle in der Tatsache, daß diese Feier hier in Frankfurt stattfindet, altvertraute Nachbarschaft anklingen. Der Dank richtet sich an Sie, hochverehrter Herr Professor Reuter, für die Güte, die Sie veranlaßt hat, den Preis zu übergeben. Ich habe durch zwanzig Jahre zuerst in Potsdam, dann in Berlin gelebt, und eine Fülle menschlicher und beruflicher Erinnerungen verbindet mich dorthin. So berührt es mich tief, daß durch Sie diese Stunde mit jenem Anfang meiner Universitätstätigkeit verbunden wird.

Angelegentlichen Dank sage ich dem Börsenverein Deutscher Verleger- und Buchhändler-Verbände für die Wertschätzung, die er mir bezeugt hat, als er mir seinen Friedenspreis zuerkannte - und seinem Vorsitzenden, Herrn Dr. Knecht, für die so sehr freundlichen Worte, die er meinen Bemühungen geschenkt hat.

Endlich scheint mir diese Feier auch eine schöne Gelegenheit, noch einen letzten Dank auszusprechen, nämlich den Lesern meiner Schriften. Letztere sind fast alle aus dem lebendigen Wort entstanden und werden daher selbst erst wirklich lebendig, wenn ihre Leser mit ihnen ins Gespräch treten - daß sie das in so reichem Maße getan haben, ist für ihren Autor beglückend und ermutigend.

Erlauben Sie mir zu sagen, daß die Zuerkennung des Friedenspreises mich zuerst überraschte, denn ich habe, außer bei einzelnen Gelegenheiten, über das Problem des Friedens nichts geschrieben. Dann aber fühlte ich doch durch diese Verleihung ein Motiv berührt, das

meine Arbeit bestimmt hat.

Immer hat mich nämlich das Problem beschäftigt, wie derart verschiedenartige Stellungen der Menschen zu den Fragen des Daseins entstehen können - und ob es nicht möglich sei, dieser Verschiedenheit eine aufbauende Kraft abzugewinnen. Aus solchen Überlegungen ist seinerzeit mein Buch über den »Gegensatz« hervorgegangen, und sie sind auch für meine übrigen Schriften wichtig geworden.

So ist es mir eine große Freude, dieses Anliegen bestätigt zu sehen.

Daß ich im Empfang dieser Ehrung Albert Schweitzer nachfolgen darf, macht sie mir besonders wert. Auch er ist ein Mann, der um Unterschiede und Gegensätze weiß; und auch er ist bemüht, Brücken zu schlagen. Die Brücke ist ja ein Symbol für Kräfte, ohne die wir das Dasein nicht meistern könnten. Daß da zwei Ufer einander gegenüberstehen und zwischen ihnen das Element strömt, welches den Schritt des Menschen nicht trägt, dann aber der Bogen gebaut wird und nun hinüber und herüber Begegnung und Austausch stattfinden kann - das ist ein Bild voll Verheißung. In seinem Geiste möchte ich Albert Schweitzer meine Verehrung aussprechen.

II

Und nun darf ich wohl einen Gedanken wieder kurz aufnehmen, der im Gesagten bereits berührt worden ist.

Wir fühlen, wie sehr das Problem von Krieg und Frieden uns ans Leben dringt. Und nicht nur als eines offenen Ausbruchs von Gewalt; sondern die Wurzeln des Krieges gehen ja viel tiefer hinab. Der äußere Krieg kann nur entstehen, weil der innere da ist. Worin besteht aber dieser?

Darin, daß in einem begrenzten Bereich verschiedene Initiativen wirksam sind; und nicht nur verschiedene, sondern einander widerspre-

chende. Wie kann aber dergleichen sein? Bleiben wir bei dem Gebiet, das den Philosophen besonders angeht, beim Erkennen - wie ist es möglich, daß Menschen über die Dinge des gemeinsamen Daseins wider einander denken? Es ist doch die gleiche Wirklichkeit, über die sie denken; ihr Geist ist letztlich von der gleichen Logik regiert, und in ihnen - das ist allerdings zögernder gesagt - lebt doch der gleiche Wille zur Wahrheit!

Vielleicht klingt die Frage töricht. Gegenwart wie Vergangenheit sind so tief vom Kampf bestimmt, daß unser Gefühl sich darin eingerichtet hat und ihn als normal empfindet. Es ist aber gut, hin und wieder den Schein des Normalen abzustreifen; dann zeigen sich die Dinge in ihrer Erstaunlichkeit.

Wie kann also das Denken des einen dem des anderen zuwiderlaufen? Der Grund ist der gleiche, aus dem auch die Größe des Verhältnisses hervorgeht: nämlich die Freiheit.

Der Naturalismus findet den Zustand selbstverständlich. Es sei der gleiche, der überall in der Natur herrsche: der Kampf aller gegen alle. Aber unter den Tieren herrscht durchaus nicht der Kampf aller gegen alle, sondern da bestehen genaue Zu-Ordnungen. Sobald diese nicht wirksam werden, laufen die Tiere in den Gefügen ihrer Lebensvorgänge und stören einander nicht. Die Möglichkeit eines frei waltenden, man möchte fast sagen, absoluten Kampfes öffnet sich erst beim Menschen; und es ist ein Zeichen großer Phänomenblindheit, ihn mit dem zu verwechseln, was im Tierreich vor sich geht.

Der Mensch steht unter Beeinflussungen verschiedenster Art und Mächtigkeit; es gehört aber zu seinem Wesen, daß er aus den naturhaften Zusammenhängen heraustreten, Distanz nehmen und von da aus den Gegenstand - das Ding wie auch sich selbst - betrachten, verstehen, beurteilen kann.

Diese Tatsache gibt dem Kampf des Menschen einen durchaus anderen Charakter, als der des Tieres ihn hat: Sie öffnet den Raum, in dem es Entscheidung und damit Verantwortung gibt.

Vielleicht erwidert man: Was soll das in den Dingen der Erkenntnis bedeuten? Was kann Entscheidung heißen, wenn es um Wahrheit geht? Ihr gegenüber gibt es doch weder ein Rechts noch ein Links, sondern nur das Ja zu ihrem Sinn!

Das ist richtig - und doch wieder nicht; denn die Wahrheit ist selbst auf die Freiheit bezogen.

Wahrheit gibt es nur in dem Raum, den die Freiheit schafft; und das Gefühl für sie verdirbt in dem gleichen Maße, wie das für die Freiheit verlorengelht. Was die Erkenntnis sucht, ist die Sinngestalt eines Dings oder eines Geschehens. Diese hat über den Geist eine große Macht; es ist aber die Macht eben des Sinnes, nicht die der Gewalt. Sie leuchtet auf; sie trifft in jener bedingungslosen Weise, die jeder kennt, der sein geistiges Leben nicht zerstört hat; aber sie zwingt nicht. Der Geist muß sich ihr öffnen. Er muß ihr erlauben, daß sie in ihm zur Geltung komme. Das kann er tun - er kann es aber auch verweigern. Um ein Wort Nietzsches abzuwandeln: Es kann durchaus geschehen, daß der Verstand sagt: »so ist es«; der Wille aber antwortet: »so darf es nicht sein«, und der Verstand nachgibt. Dann hat sich etwas vollzogen, was wie Erkenntnis aussieht; in Wahrheit hat nur ein Wille sich selbst bestätigt.

Hinter dem scheinbar rein objektiven Verfahren des Verstandes wirken Motive, die alles andere als objektiv sind: Wünsche und Befürchtungen, Zu- und Abneigungen, Absichten in allen Graden der Offenheit und Entschiedenheit. So ist das Feld der Denkvorgänge, die sich den Anschein geben, nichts als Feststellung und Durchdringung von Tatsachen zu sein, zugleich ein Schlachtfeld, auf welchem Initiativen einander gegenüber treten.

III

Ist das so, dann wäre aber auch im Geistigen der Kampf unvermeidlich - sagen wir genauer: der Kampf der Gewalt. So wäre es, wenn es nicht eben das gäbe, was diese ganze Situation möglich macht, nämlich die Freiheit.

Sobald Raub- und Beutetier aufeinandertreffen, muß der Gewaltkampf entstehen - der Mensch kann den Zusammenstoß der Motive auf eine höhere Ebene heben und schöpferisch werden lassen. Das heißt: Er vermag ins Gespräch zu treten.

Gespräch zu führen ist etwas, was wir immerfort tun oder doch zu tun glauben. Aber die Dinge des Alltags sind durch eben ihre Alltäglichkeit verhüllt; so lohnt es sich, über sie nachzudenken. Das Gespräch ruht auf dem Wort, dem erstaunlichen Akt, durch den der Mensch das innerlich Erkannte in das äußere Gebilde aus Lauten hineingibt und es dem anderen zusendet, wodurch für einen kurzen Augenblick sein Inne-

res im Raum zwischen beiden offensteht. Dann verklingt das Wort, lebt aber nun lautlos im Innern dessen, der es gehört hat. Der bildet an ihm das Gegen-Wort und sendet es zurück. Wieder wird es im personalen Raum offen, und so baut sich, über die Grenze der beiden Innerlichkeiten hinweg, die Brücke des Gesprächs, reiner Ausdruck des Menschseins.

Damit es aber zustande komme, müssen die Sprechenden in einem Einvernehmen stehen. Jeder der beiden muß überzeugt sein, daß es eine Wahrheit gibt, die gilt. Jeder muß den anderen achten, weil auch er auf diese Wahrheit bezogen ist. Und jeder muß die Hoffnung haben, mit dem anderen zusammen mehr von ihr zu sehen, als er allein zu sehen imstande wäre.

Von hier aus vermag auch jeder die Gedanken des anderen zu verstehen und an ihnen die eigenen zu berichtigen und auszuweiten.

Ist das aber möglich, wenn zwischen beiden solche Unterschiede bestehen wie die, von denen wir gesprochen haben? Wieder müssen wir antworten: Es ist möglich aus der Freiheit heraus. Denn frei sein heißt über die eigene so vielfältig gebundene Individualität hinaus gehen zu können auf die des anderen zu; verstehen, wie er in seinen Anschauungen existiert.

Und nun merken wir, daß in den bisher genannten Vorbedingungen des Gesprächs noch eine fehlt: die Sympathie. Schon Augustinus hat gesehen, daß sie die Voraussetzung für jede lebendige Erkenntnis ist. Wirklich erkennen können wir nur, was wir in irgendeinem Sinne lieben; sparsamer gesagt: dem wir wohlwollen. Da heraus können wir die Persönlichkeit des anderen mitvollziehen: sehen, worin ihr Wesen besteht; was sie erkennend sucht; wie sie zu den Gedanken kommt, die sie ausspricht, und was diese Gedanken, über vielleicht unzulängliche oder sogar falsche Äußerungsformen hinaus, eigentlich meinen.

Was aber das Wort selbst angeht, so ist es nicht nur Signal von Gemeintem, sondern Verleiblichung von Geist. In ihm wird die Wahrheit menschlich. So hat das herkommende Wort des anderen über die bloße Mitteilung des Gemeinten hinaus eine lebendige Macht. Es rührt an jene innere Mitte, die leicht zu fühlen, aber schwer durch Begriffe zu bestimmen ist: wo Geist und Stoff, Seele und Blut einander durchdringen; wo das Menschsein beginnt. Diese Mitte bringt es in Bewegung und macht, daß aus bloßem Feststellen und Bezeichnen lebendiges

Wissen und Bilden wird.

So ist der Ertrag solchen Gesprächs Friede. Denn es entsteht aus dem Einvernehmen in Wahrheitssorge und wechselseitiger Ehrfurcht; und mit jedem neuen, gemeinsam in die Wahrheit getanen Schritt wird das Einvernehmen tiefer... Wie aber, wenn die beiden einander nicht verstehen?

Das wird oft der Fall sein, denn echtes Verstehen ist schwer. Ja, man kann zweifeln, ob es überhaupt je vollkommen gelinge; ob der eine je ganz über jene Schranke, welche das Selbst-Sein bildet, hinaus und zum anderen hin gelange; ob nicht alles Sprechen letztlich ein Sich-Verhalten auf ein Verborgenes hin sei? Doch das sind Schranken, die sich jedem Verstehen, auch dem wirklich gelingenden, entgegenstellen - wie ist es aber, wenn überhaupt keins zustande kommt? Wenn die Meinungen unversöhnt gegeneinander stehen?

Dann bleibt das Vertrauen auf die Wahrheit und die Bereitschaft, das Gespräch fortzusetzen - eine Form jener großen Tugend, ohne die nichts Menschliches reift, der Geduld. Und auch das ist Friede.

Wir müssen aber noch einmal fragen: Wie, wenn ich zur Einsicht komme, daß die Gedanken des anderen falsch sind? Daß er irrt?

Dann stehe ich vor einer Grenze, die um so empfindlicher ist, als sie nicht sein muß, aber ist. Ich kann sie aufzulockern suchen, indem ich mich bemühe, dem anderen seinen Irrtum zu zeigen - was nur möglich ist, wenn ich gleichzeitig meine eigene Meinung überprüfe und zur Korrektur bereit bin. Gelingt das aber nicht, dann ist die Grenze endgültig. Denn die gleiche Wahrheit, der wir beide verpflichtet sind, verbietet mir zu sagen: »Was du meinst, ist auch wahr.«

Es gibt keine »Auch-Wahrheit«. Was es gibt, ist die Verschiedenheit der Gesichtspunkte; die Dialektik von Aussagen, die von vornherein aufeinander bezogen sind und daher nicht in ausschließendem Widerspruch, sondern in fruchtbarem Gegensatz stehen. Da kann ich sagen: »Auch du siehst Richtiges«, und Synthese wird möglich. Sobald sich aber nicht Gegensatz, sondern Widerspruch zeigt, sobald der eine ja sagt, wo der andere verneinen muß, oder der eine als gut bezeichnet, was der andere als böse erkennt, dann ist keine Synthese mehr möglich, sondern nur das Entweder-Oder, und das heißt der Kampf.

Doch auch noch hierherein wirkt die Gesinnung des echten Dialogs, nämlich in der Achtung vor der Meinung des anderen. Nicht vor dem Inhalt, den sie vertritt; dem, was ich als falsch erkenne, darf ich nie die Ehre der Wahrheit erweisen. Wohl aber vor der Person, die sie trägt, und vor der Tatsache, daß es Menschenmeinung ist. Und wenn dann Kampf geschieht, hat er einen anderen Charakter.

IV

Dieser beständige Dialog, ist eins der Grundphänomene, die unsere Arbeit tragen.

Wir - Autor und Leser, dazwischen Verleger und Buchhändler - dienen dem vielfältigen Ding, das wir Literatur nennen. Es entspringt immer neu daraus, daß, im Einvernehmen der Sorge um die Wahrheit das Menschengespräch weitergeht.

Das scheint selbstverständlich; wir haben aber erfahren, daß es das nicht ist. Es gibt eine Art Literatur, die keinen Dialog mehr ausdrückt, sondern vor stummen Hörern ein Denk- und Werkprogramm entwickeln muß. Doch ist sie keine Literatur mehr, sondern Propaganda; und was sie will, nicht Wahrheit, sondern Macht.

Es gibt aber eine Gefahr, die noch tiefer greift als die bloße Gewalt und die aus der allgemeinen kulturellen Entwicklung selbst kommt.

In dem vielverwobenen Vorgang, aus dem die Literatur entsteht, sind verschiedene Grundbezüge wirksam: Sprechen und Hören, Schreiben und Lesen; endlich, durch die beiden genannten hindurch, Zeigen und Sehen.

Man möchte annehmen, diese Bezüge hätten im Lauf der Geschichte an Freiheit und Intensität gewonnen. Die Möglichkeit, zu mehr Menschen zu sprechen, gibt dem Wort ja wirklich einen besonderen Ernst; Druck und Verbreitung erweitern seinen Einflußbereich; die Hilfsmittel besseren Zeigens und Sehens bringen Erscheinungen vor Augen, die sonst unbemerkt blieben. Dem Gewinn stehen aber auch erhebliche Schädigungen gegenüber, und es lohnt die Mühe, sie genauer ins Auge zu fassen.

»Sprechen« - es wurde bereits gesagt - bedeutet, daß ich meine Erkenntnis in das Lautgebilde des Wortes gebe und zum anderen hinübersende; »Hören«, daß dieser das Wort empfangt, der Sinn in seinem Geiste aufleuchte und ihm jene eigentümliche Freiheit und Festigkeit gebe, die eben »Wahrheit« heißt.

Wie ist das aber: Sind die Worte und ihr

Gebrauch im Lauf der letzten - sagen wir, hundert Jahre - besser geworden? Genauer, tiefer, zeugungskräftiger? Man wird kaum mit einem einfachen Ja antworten können.

Schon die Tatsache, daß soviel und immer mehr gesprochen wird, hat eine verhängnisvolle Wirkung: Die Worte nützen sich ab. Es ist Ihnen sicher schon aufgefallen, was geschieht, wenn ein bisher nicht besonders beachtetes Wort aktuell wird - wie lange bleibt es lebendig? Es gehört zu den schlimmsten Erfahrungen jedes Sprechenden, wenn er für etwas echt Erkanntes einen guten Ausdruck findet, dieser aber nach kurzer Zeit verschliffen ist, einfach dadurch, daß so viele ihn nachsagen und immer schlechter nachsagen. Denken Sie etwa daran, was den Worten »das Nichts« oder »die Angst« widerfahren ist, seitdem sie vor zwanzig Jahren in der Philosophie aktuell geworden waren. Scheut man sich nicht, sie zu gebrauchen? Aber was soll man tun, wenn es keine anderen gibt? Was fängt man mit den zu Tode geredeten Worten an? Es bleibt wohl nur eines: immer einfacher zu sprechen, denn die Einfachheit widersteht der Zerstörung am längsten. Wer es aber mit ihr versucht hat, weiß, wie schwer es ist. Sie ist nämlich Meisterschaft.

Etwas anderes ist noch schlimmer: daß die Worte ihre Tiefe verlieren. Alle echten, aus langer Geschichte heraufgewachsenen Worte wurzeln in den Gründen des Seins, im Religiösen. Diese Wurzeln sterben aber im Fortgang der neueren Zeit ab. So verlieren die Worte die Dimension nach innen, die Frömmigkeit. Schlägt man in einem Wörterbuch nach, dann kann einem ganz schwer zumute werden, wenn man sieht, wie flach ein Wort geworden ist, in dem früher die Tiefe redete.

Dann aber gibt es das wirkliche Verbrechen am Wort: die bewußte Verwirrung durch die Propaganda. Überall stoßen wir heute auf Worte, bei denen wir von ihnen selbst her nicht wissen, was der Sprechende meint. Sie drücken nicht mehr aus, packen nicht mehr. Denn das echte Wort entsteht immerfort aus der Redlichkeit des Wahrheitswillens und der Achtung vor dem Vertrauen des Hörenden; hier aber wird es von der bewußten Lüge regiert - falls nicht der Sinn für Wahrheit überhaupt erstorben ist und es nur noch um Wirkungen geht. Oder kann man behaupten, Worte wie »der Friede« oder »das Recht« oder »die Demokratie«, hätten noch einen gemeingültigen Sinn? Muß man nicht gera-

dezu eine neue Art des Hörens lernen, nämlich das Vernommene zunächst dahinzustellen und es aus der politischen Position des Sprechens heraus interpretieren? Eine Kunst, die früher nur den Diplomaten auferlegt war? Von dem grauenhaften Zustand nicht zu reden, in welchem der Beherrschte antwortet, was die Gewalt geantwortet haben will, mit dem Wort aber nicht mehr den Charakter einer Aussage verbindet, sondern es nur als Attrappe oder Schutzvorrichtung vor sich hinstellt.

Oder nehmen Sie, was uns hier besonders angeht, das Schreiben und Lesen; die Verfestigung des gesprochenen Wortes im anerkannten Zeichen, das dann technisch vervielfältigt und allgemein zugänglich gemacht wird.

Bildet die steigende Häufigkeit und Schnelligkeit des Schreibens nicht eine immer dringlichere Gefahr? Daß da nicht mehr ein Mensch für eine erkannte Wahrheit einsteht, sondern gleichsam das Schreiben sich selber schreibt? Wenn wir etwa eine Zeitung lesen - ist das dann noch ein wirkliches Lesen? Dessen Vorgang besteht doch darin, daß das äußere Druckgebilde das innere Wort weckt und in diesem sich die Sinn-gestalt offenbart. Dafür besteht aber in der Regel gar keine Zeit; sondern was wirklich geschieht, ist ein flüchtiges Aufblitzen kurzer Sinn-Signale. So haben wir denn auch meistens gleich nachher alles wieder vergessen. Dabei geht aber etwas sehr Schlimmes vor sich: Der Akt des Lesens selbst wird verdorben; denn der ist etwas Lebendiges und hält auf die Dauer das bloße Angefunktwerden nicht aus.

Was hier in besonders deutlicher Weise geschieht, zeigt sich überall in unserem von bedrucktem Papier überschwemmten Dasein. Wenn man noch Gelegenheit hatte, zu beobachten, welche Kraft die Vorstellung, das Gedächtnis, das Denken und Sprechen von Analphabeten hat, dann kann einen das scheinbar reaktionäre Wort, alles Unheil habe mit dem Schreib- und Lesezwang angefangen, sehr nachdenklich stimmen. Und was geschieht mit dem dritten, dem Zeigen und Sehen? Zeigen kann, wem sich etwas gezeigt hat. Aus dem unmittelbar Dastehenden heraus hat das Wesen eines Dinges seine Augen berührt, und nun lenkt er - durch die Gebärde der Hand, durch ein deutendes Wort oder ein aufschließendes Bild - dem anderen den Blick: Sieh, was da herausstrahlt! Man könnte nun denken, unsere Zeit, die so viel und mit so glänzender Technik »illustriert«, verstehe das

Zeigen aus dem Grunde, und das Sehen werde immer besser. Ist das aber so? Wieder ein alltägliches Beispiel: Im Schaufenster der Photographiegeschäfte stehen wunderbar feine und scharfe Geräte, fähig, die fernsten und flüchtigsten Erscheinungen festzuhalten. So sollte man meinen, sie müßten bewirken, daß die Welt formenvoller, tiefer, schöner in die Augen scheine. Ist das der Fall?

Sieht einer, der viel photographiert, mehr von der Welt, als der, der es nicht tut, dafür aber seine Augen aufmacht? Im Einzelfall sicher - den Erinnerungswert mancher Aufnahmen nicht gerechnet. Wie steht es aber mit Regel und Durchschnitt? Schauen ist doch ein Sich-Auftun für die Gestaltenfülle des Daseins - wird durch die Bildabsicht des Photographierens nicht gerade das aufgehoben? Schauen ist ein Hereinnehmen in den inneren Besitz, ins Gedächtnis - wirkt der Apparat nicht so, daß er einem die Anstrengung dieses Vorgangs abnimmt? Das Gefühl gibt, man habe das Schöne nun drinnen, während es in Wahrheit durchaus »draußen«, nämlich auf dem Film, bleibt?

Und gewinnt derjenige, der die Bilder betrachtet, reicheren Weltbesitz? Wir möchten die herrlichen Bände nicht missen, die uns Kunst und Landschaft zeigen - aber die Sache hat auch eine andere Seite. Wenn wir zum Beispiel eine illustrierte Zeitung durchgesehen haben - haben wir da wirklich »gesehen«? Hat nicht in Wahrheit ein Bild das andere ausgelöscht? Hat nicht schon die Art, wie die Bilder auf das Interessante hin zurechtgemacht waren, die echte Fähigkeit des Sehens verdorben? Oder sind wir nach der Wochenschau im Kino bildmäßig reicher? Wenn da im raschesten Zeitmaß Geschehnis auf Geschehnis gefolgt ist; und möglichst in Kontrasten, und von jedem immer der Gipfelpunkt, das Erregendste? Das Gegenteil ist der Fall.

So wenig richtig ist die Ansicht, die Illustrationstechnik unserer Zeit zeige dem Menschen mehr »Welt«, daß man versucht wird zu sagen: je mehr Photographierapparate, desto weniger wirklich gesehene Welt. Ich bitte Sie, hinter dem Gesagten nicht jene Gesinnung vermuten zu wollen, die nur über den Niedergang der Zeit klagt. Aber in einer Stunde wie dieser besinnt man sich auf das, was dem eigenen Tun zugrunde liegt, und auf die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen.

Und das bedarf keines besonderen Beweises, wie sehr die Erscheinungen, von denen die

Rede war, den Dialog erschweren. Wir wollen ihn nicht feierlich nehmen - soviel ist aber doch wohl klar, daß er um so fruchtbarer wird, je echter das Sprechen ist und je offener das Hören, je klarer die Dinge des Lebens gesehen sind und je eindringlicher der eine sie dem anderen zu zeigen versteht. Was aber das Lesen angeht - wie oft wird unser Sprechen über die Wirklichkeit richtiger und voller, wenn wir imstande sind zu sagen: Augustinus hat so gesagt, oder Dante, oder Goethe! Doch dazu muß ihr Wort sich unserem Geiste geöffnet haben.

Und was für das Gespräch über die Sinnprobleme des Daseins gilt, hat seine Richtigkeit auch für dessen praktische Fragen - und damit kommen wir vom geistigen Gespräch zum sozialen und politischen. Entstehen nicht die erheblichsten Schwierigkeiten des Miteinander-Auskommens daraus, daß die wie immer Verantwortlichen nicht wirklich miteinander ins Gespräch gelangen? Die Erde wird immer enger, die Entfernungen verringern sich, die Gelegenheiten zur Begegnung häufen sich von Tag zu Tag. Die Menschen aber - und das ist eine der

bösesten Paradoxien unseres so ganz und gar nicht fortschrittsicheren Kulturganges - scheinen sich immer ferner zu rücken.

Es ist also - und damit kehren wir zu unserer Sache zurück - mit dem Reden, Schreiben und Zeigen allein nicht getan, sondern wir stehen hier vor neuen Problemen und Aufgaben. Sie beschränken sich nicht auf die Sorge, Gutes zu schaffen, sondern fordern eine Erziehung zum rechten Aufnehmen des Guten, damit der Mensch nicht am Guten selbst zu Schaden komme.

Es geht darum, daß er lerne, richtig zu lesen; mit Urteil zu unterscheiden; Selbstzucht zu üben - eine Bemühung, die bereits in der Schule beginnen muß und nie enden darf.

Damit gelangen wir aber in die weite Frage, wie der Mensch, nachdem er die Unabsehlichkeit der neuzeitlichen Kultur hervorgebracht hat, nun auch lernen könne, sie richtig zu gebrauchen - eine Kunst, die er noch erst sehr wenig zu verstehen scheint. Es ist die Frage, in die heute so gut wie alle Überlegungen einmünden.

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an m.schult@boev.de.

Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler aufgetreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für einen kurzen Mitteilung dankbar.